

György Dalos
1956
C. H. Beck Verlag
München 2006
ISBN 3-406-54973-X

Textauszug
S. 7-21

Inhalt „1956“ von György Dalos

1. Einleitung	7
2. Versuch einer Rückblende	22
3. Genesis eines Kriegszustandes	45
4. Das blutige Patt	63
5. Der Aufstand der Namenlosen	82
6. Die Regierung ergibt sich dem Volk	101
7. Das labile Gleichgewicht	121
8. Die kurze Gnadenfrist	138
9. Vor dem Wirbelsturm	159
10. November, Dezember, Januar	181
11. Die ungarische Frage	202
12. Epilog	225
13. Danksagung	233
14. Zeittafel	234
15. Quellen	240
16. Personenregister	241

Einleitung

Es war an einem Dienstag, als die Gewerkschaftszeitung Népszava einen erstaunlich detaillierten Wetterbericht veröffentlichte:

„Seit einiger Zeit herrscht in Ungarn eine außergewöhnliche Witterung. Wir schreiben Ende Oktober, und doch entspricht das Wetter dem des Sommers – es ist wie im August. Am Sonntag wurden in Budapest 20 Grad gemessen, während die Temperatur in Szeged 22 Grad erreichte. Während des 86-jährigen Bestehens des Meteorologischen Instituts ist dies der zweittrockenste, zweitwärmste Herbst.“

Der Pegelstand der Donau in Budapest war bei 212 cm – nach dem Hochwasser im Frühjahr eine tröstliche Angabe. Der seismographische Dienst meldete so gut wie keine tektonischen Sensationen, und das war angesichts des Erdbebens vom Januar 1956 unbedingt beruhigend.

Das kulturelle Angebot des Tages war ausgesprochen reichhaltig. Die Staatsoper spielte Tschaikowskij's *Eugen Onegin*, die Volksoper *Der Troubadour*. Kulturtragendes war auch auf den Prosabühnen eindrucksvoll vertreten: Die Zuschauer konnten zwischen Schillers *Kabale und Liebe*, Bernard Shaws *Heiliger Johanna* und Ibsens *Puppenhaus* wählen. Das Operettentheater zeigte den Dauerbrenner *Die Csárdásfürstin*, mit dem die Truppe unlängst das Herz des Moskauer Publikums erobert hatte. Aus Moskau wiederum traf der Geigenvirtuose David Ojstrach in Budapest ein, um im Bartók-Saal ein Konzert zu geben. Im Stadtpark gastierte der Chinesische Zirkus. Die Fans des Kabarets konnten im Kammertheater einen Einakter mit dem vielversprechenden Titel *Wir korrigieren die Geschichte* genießen.

Das Fernsehen, das sich damals noch im Erprobungsstadium befand, wartete mit einem Trickfilm, einer Nachrichtensendung sowie einer aufgezeichneten Komödie auf. Der Rundfunksender Kossuth präsentierte sein gewöhnliches Tagesprogramm:

4.30: Nachrichten

4.35 - 8.00: Musik

8.00: Nachrichten

8.10: Volkslieder

8.40: Märsche und Gesänge

9.00: Kinderstunde

10.00: Nachrichten

10.10: Flotte Rhythmen

11.00: Viertelstunde für Mädchen und Frauen

11.15: Schöne Musik für gute Arbeit

11.45: Gedichte

12.00: Nachrichten

12.10: Volkslieder

Genau um 12.53 Uhr des 23. Oktobers 1956 wurde die Sendung unterbrochen und folgende Mitteilung verlesen: *„Um die öffentliche Ordnung zu gewährleisten, verbietet der Innenminister bis auf weiteres sämtliche öffentlichen Versammlungen und Kundgebungen. Innenminister László Piros.“* Mitten in der Sendung „Dorfchronik“ wurde diese Information wiederholt. Es folgten Opernarien und die Sendung „Musik für Jugend“, und nach acht Minuten, um 14.15 Uhr, wurden gleich zwei neue Mitteilungen durchgegeben. Zunächst eine kurze: *„Innenminister László Piros hat das Verbot öffentlicher Versammlungen und Kundgebungen aufgehoben“*, und eine etwas längere: *„Der Erste Sekretär des Zentralkomitees der Partei der Ungarischen Werktätigen, Genosse Ernő Gerő, wird heute abend um 20 Uhr über alle Sender eine Ansprache halten.“*

Der knochentrockene Gerő war zu dieser Zeit 58 Jahre alt und hatte knapp drei Monate zuvor den Höhepunkt seiner Karriere erreicht: Er war vom Politbüro zum Ersten Sekretär der Partei der Ungarischen Werktätigen (MDP, PUW) ernannt worden. Praktisch bedeutete dies, dass er die Nummer 1 im Lande war, und zwar nicht nur, weil Ministerpräsident András Hegedűs mit seinen 35 Jahren und entsprechend wenig Erfahrung für ihn keine Konkurrenz darstellte, sondern weil die Partei als einzig maßgebliches Machtzentrum galt. Um es konkret und banal zu sagen: Er allein war befugt, mit dem jeweiligen „Hausherrn“ im Kreml telefonisch zu sprechen.

Der Erste Sekretär leitete auch die Partei- und Regierungsdelegation, deren Sonderzug an diesem Morgen nach einer überlangen, achttägigen Besuchsreise aus Belgrad am Budapester Ostbahnhof eintraf. Mitgereist waren fast alle, die in den Chefetagen der MDP das Sagen hatten: Außer Gerő und dem Regierungschef gab es zwei ZK-Sekretäre, den Außenminister sowie zahlreiche Wirtschaftsexperten. In Abwesenheit der Führungsriege hatte man die kommissarische Leitung des Parteistaates einem jüngeren Parteisekretär, dem 34jährigen Lajos Ács, übertragen – in schwierigen Zeiten wie diese eine höchst riskante Entscheidung. Doch der möglichst hochkarätigen Besetzung der Delegation war absolute Priorität zugekommen, denn es handelte sich bei dieser Reise um eine Art kollektiver Canossafahrt zu dem jugoslawischen Präsidenten Josip Broz Tito.

Dieser galt seit 1948 wegen seines Bruches mit Moskau in der Propaganda aller Ostblockstaaten als „Kettenhund der Imperialisten“. „Titoismus“ hieß einer der wichtigsten Anklagepunkte gegen den früheren Innenminister László Rajk in dem grandiosen Schauprozess des Herbstes 1949, in dem es durch Folter erzwungene Geständnisse, mehreren Hinrichtungen und lange Gefängnisstrafen gab. Im damaligen Parteivorstand besetzte Ernő Gerő nach Mátyás Rákosi den zweiten Platz und trug damit maßgebliche Verantwortung für sämtliche Beschlüsse – so auch des Beschlusses gegen Jugoslawien vom Juni 1948, in dem Titos „Sonderweg“ als Verrat an der Sowjetunion verurteilt worden war. Nun aber hieß der

südliche Nachbar auf Moskaus Geheiß hin wieder „Bruderland“, und die Versöhnung mit Tito sollte dazu dienen, den Machthabern in Budapest den Rücken zu stärken. Dass er durch diese Visite sein ganzes bisheriges Tun in Frage stellte, soll Ernő Gerő nicht besonders gestört haben. Die jeweilige Generallinie war immer schon von der Führung der KPdSU bestimmt worden, und als alter Kominternfuchs war Gerő diszipliniert genug, um sich den jeweiligen taktischen Kehrtwendungen ohne ein Klagewort zu fügen.

Und doch warf dieser Dienstagmorgen einen unangenehmen Schatten auf den soeben erreichten diplomatischen Erfolg. Aus dem hastigen, nervösen Gespräch mit dem Genossen Lajos Ács, der bereits auf dem Ostbahnhof auf den Parteivorstand wartete, wurde sofort deutlich, dass die Gesandtschaft in ein ganz anderes Land zurückgekehrt war, als sie es am 15. Oktober hinterlassen hatte. Nach dem obligatorischen Lächeln in die Kameras und ein paar nichts sagenden Sätzen für die Mikrophone über die siegreichen Belgrader Verhandlungen machte sich der Vorstand daran, die Situation unverzüglich zu besprechen. So bewegte sich der Konvoi von schwarzen Limousinen mit zugezogenen Vorhängen direkt in die Akadémia-Straße, wo sich die Parteizentrale befand. Von diesem Augenblick an verwandelte sich das höchste Gremium der Volksrepublik in einen permanent verhandelnden, schlaf- und ruhelosen Krisenstab.

Die Delegation saß noch im Sonderzug, als der sowjetische Botschafter in Budapest, Jurij Andropow, einen dringenden und streng geheimen Bericht nach Moskau schickte. Am Vorabend hatte er mehrere Gespräche mit dem Genossen Lajos Ács geführt, der die Lage als „sehr gespannt und gefährlich“ einschätzte. Der ungarische Verteidigungsminister István Bata hatte am 19. Oktober sogar eine Alarmbereitschaft höchster Stufe bei der Volksarmee angeordnet, die jedoch einen Tag später wieder aufgehoben wurde. Unruhen waren im Prinzip seit Monaten nicht auszuschließen, und die sowjetische Armeeführung hatte bereits im Juli die Operation „Welle“ erarbeitet, um der ungarischen Führung notfalls schnell zur Hilfe eilen

zu können. Allerdings wusste man recht wenig von der Natur der Katastrophe, die sich gerade anbahnte. Die ungarischen Apparatschiks, die in diesem Jahr in der sowjetischen Botschaft, einer prachtvollen Villa an der Bajza-Straße, unentwegt ein und aus gingen, beklagten sich vor allem über die ideologische Gefahr, die von den Zeitungsartikeln ausginge, wiesen auf die Schwäche und Uneinigkeit der Partei hin oder denunzierten sich gegenseitig wegen angeblicher Abweichungen von der „Generallinie“. Letzteres taten sie mit besonderer Vorliebe.

Andropow hörte sich all dieses Lamentos an und war bemüht, gegenüber der jeweils dominierenden Machtfraktion loyal zu bleiben. Seine chiffrierten Depeschen enthielten kaum mehr als die gewissenhafte Wiedergabe von Gesprächen, nur ganz selten eigene Vorschläge und überhaupt keine emotional gefärbten Kommentare - die Adressaten in Moskau waren an „ausgewogene“ Meldungen gewöhnt. Der Botschafter war kein Berufsdiplomat, sondern ein noch junger Parteikader, für den die Entsendung nach Budapest den Beginn eines steilen Aufstiegs nach ganz oben sowie einen ebenso schnellen Weg nach unten bedeuten konnte.

Wenn ihm die Partei einen ähnlichen Posten in Paris, Rom oder Wien anvertraut hätte, dann wäre es für ihn in diesen Ländern viel leichter gewesen, Berichte zu verfassen. Als Informationsquelle hätten ihm in Paris Jaques Duclos, in Rom Palmiro Togliatti und in Wien Johann Koplénig, aber auch sozialdemokratische, konservative oder liberale Politiker sowie Redakteure von Gazetten unterschiedlichster Couleur zur Verfügung gestanden, ebenso viele Schriftsteller und alle möglichen Arten von gesellschaftlichen Akteuren. In der Donaurepublik hingegen konnte er sich nur mit Personen unterhalten, wenn sie nach offiziellen ungarischen oder sowjetischen Kriterien als salonfähig erschienen. In Ungarn durfte er nicht einmal ohne weiteres den früheren Ministerpräsidenten empfangen, den aus der Partei ausgeschlossenen Imre Nagy, obwohl dieser seit dem Sommer 1953, also seit Andropows Dienstantritt, zu den Schlüsselfiguren der Ereignisse gehörte. Aber jedes Gespräch mit diesem Mann wäre als ungeheuerliche Aufwertung der Person gedeutet worden.

Auch wusste Andropow sehr wohl, dass es in Budapest und Szeged unter den Literaten und in der Studentenschaft seit einigen Wochen brodelte und dass der von Parteiseite offiziell genehmigte Diskussionsclub *Petőfi-Kreis* ausgerechnet für diesen Dienstagnachmittag Demonstrationen organisierte, um seiner Solidarität mit Polen Nachdruck zu verleihen. Anlass dazu war das Plenum der polnischen kommunistischen Partei, auf dem der früher als Opportunist verdamnte Wladislaw Gomulka mit seinem Reformprogramm zum Ersten Sekretär gewählt worden war. Der Botschafter durfte jegliche Information von den ungarischen Parteibonzen abschöpfen, aber keinen Augenblick daran denken, etwa Tibor Déry, den spiritus rector des literarischen Widerstands, oder einen Vertreter der aufmüpfigen Studenten zu einem Wodka einzuladen. Dabei war durchaus vorstellbar, dass gerade die auch vom Schriftstellerverband unterstützte Kundgebung der Jungakademiker jene Kollision ausgelöst hatte, die in Moskau seit Monaten als „Fall der Fälle“ gehandelt wurde und einen guten Grund für die Durchführung der Operation „Welle“ liefern konnte. Und so erlaubte sich Andropow, den vorsichtig verpackten indirekten Ratschlag auszusprechen: *„Offensichtlich haben die ungarischen Genossen die Zuversicht verloren, dass sie noch einen Ausweg aus den entstandenen Schwierigkeiten finden können. (...) Wir haben den Eindruck, dass sie (...) ohne unsere Hilfe kaum mutig und entschlossen handeln können.“*

Der Parteichef Nikita Chruschtschow konnte das Telegramm seines Botschafters erst nach dessen Dechiffrierung lesen, nachmittags gegen halb vier Moskauer Zeit. Nach einem Gabelfrühstück im Kremlpalast zu Ehren des belgischen Ministerpräsidenten van Acker und dessen Außenminister Spaak musste er sich den weniger angenehmen Bereichen des Alltagsgeschäfts widmen. Kopfschmerzen verursachten ihm zum Beispiel seit Tagen die Polen, die sich die Frechheit erlaubt hatten, personelle Veränderungen an der Spitze von Partei und Staat vorzunehmen, ohne zuvor, wie es von ihnen erwartet wurde, den Großen Bruder zu konsultieren. Auf einem Plenum des Zentralkomitees war dort praktisch die

gesamte Führung ausgewechselt worden. Der früher als Nationalkommunist verdamnte Wladislaw Gomulka wurde zum Ersten Sekretär erhoben, und der Marschall Rokossowski, ein Pole mit sowjetischer Staatsbürgerschaft, wurde seines Postens als Verteidigungsminister enthoben – allesamt unerhörte Vorfälle.

Die Rote Armee führte daraufhin in Polen militärische Übungen durch, und zwischen den beiden Mitgliedern des unlängst als Friedensbündnis gedachten Vertrages entstand eine regelrechte Kriegsspannung. Chruschtschow fuhr im letzten Augenblick nach Warschau, um das Schlimmste abzuwenden. Als zusätzliches Druckmittel beraumte er für Mittwoch, den 24. Oktober eine ad-hoc-Sitzung der Bruderparteien in Moskau an. Gomulka lehnte die Teilnahme höflich ab, und als Nikita Sergejewitsch in Budapest anrief und den Genossen Gerő aufforderte, an der Konferenz teilzunehmen, sagte dieser angesichts der schwierigen Lage in seinem Lande ebenfalls ab. Das Wort „nein“ klang aus dem Munde eines ungarischen Genossen recht merkwürdig.

Nach Stalins Tod waren zweieinhalb Jahre gefolgt, in denen die sowjetische Politik sowohl nach innen als auch nach außen völlig umgekrempelt worden war. Die Diplomatie der beiden Militärblöcke, die in den Jahren des Kalten Krieges nur noch aus dem Austausch von Noten bestanden hatte, wurde nun um gegenseitige Visiten ergänzt. Mit der Waffenpause in Korea und Vietnam (1953 und 1954) endeten zumindest temporär zwei Stellvertreterkriege, und der österreichische Staatsvertrag im Mai 1955, in dem die Neutralität des Landes garantiert wurde, demonstrierte die Möglichkeiten eines Arrangements in Europa. Das Gipfeltreffen der Staatshäupter der vier Großmächte UdSSR, USA, Großbritannien und Frankreich in Genf 1955, die Versöhnung mit Tito, Konrad Adenauers Moskareise 1955 sowie der Besuch der Sowjetführung in London 1956 ließen die kommunistische Großmacht in einem völlig neuen Licht erscheinen.

Mit kleinen, doch spektakulären Schritten wie der Verringerung der Streitkräfte oder der Rückgabe eines Truppenstützpunktes an Finnland brachte der Kreml seine Kontrahenten in ständigen Zugzwang. Gleichzeitig profilierten sich Chruschtschow und sein Premier Bulganin gegenüber Asien und dem Nahen Osten als natürliche Verbündete im Kampf gegen den „Neokolonialismus“. Über Indien und Ägypten gelang es, Druck auf die westliche Welt auszuüben. Die Enthüllung von Stalins „Personenkult“ auf dem 20. Parteitag der KPdSU im Februar 1956 und die massenhafte Rehabilitierung der Opfer trugen wesentlich zum verbesserten Image der UdSSR bei. Die sozialistische Großmacht hatte offensichtlich einiges anzubieten – Bolshoi Ballett, Tourismus, Investitionen für die Kapitalisten und parallel dazu Utopien für die Entwicklungsländer.

Bedeuteten die Polen wegen ihrer Eigenwilligkeit ein beständiges Sicherheitsrisiko, so verkörperten die ungarischen Genossen das andere Extrem: Sie legten gegenüber der Sowjetunion eine geradezu peinlich wirkende Ergebenheit an den Tag. Allerdings war diese eifrige Bündnistreue wenig wert. Seit Jahren versprachen die Ungarn bei jedem sich bietenden Anlass, im Lande endlich Ordnung zu schaffen, verloren jedoch gleichzeitig eine Position nach der anderen an die intellektuelle Opposition. Ihre chaotische Handlungsweise brachte selbst geübte Kader wie Michail Suslow oder Anastas Mikojan an den Rand ihrer Möglichkeiten. Die beiden Krisenverwalter des Kremls suchten in Ungarn seit Monaten nach einem Menschen, der die sowjetischen Interessen einigermaßen konsequent mit der dortigen Situation in Einklang bringen konnte. Während der prinzipienfeste Suslow immer noch für Gerő plädierte, setzte der pragmatische Armenier Mikojan auf János Kádár. Botschafter Andropow prophezeite Düsteres: Wenn die Sache so weitergehe, hatte er am 12. Oktober 1956 gemeldet, so würde - *horribile dictu!* - Imre Nagy die Staatsgeschäfte am Donauufer übernehmen.

Die für den nächsten Tag anberaumte Konferenz der Bruderparteien sollte neben der bereits geplanten polnischen nun auch die ungarische Frage auf die Tagesordnung setzen. Dabei

stand etwas mehr auf dem Spiel als die Stabilität in diesen Ländern. Durch einen unerwünschten Dominoeffekt konnte der gesamte Warschauer Vertrag und mit ihm sämtliche kommunistische Parteien des Kontinents gefährdet werden. Nikita Chruschtschow wußte sehr wohl, dass die Mehrheit des Politbüros in diesem Fall ohne das geringste Zögern bereit gewesen wäre, ihn zu stürzen.

Der Frührentner Imre Nagy, „*der Kommunist mit dem Zwicker*“, wie ihn ein Zeitgenosse nannte, verließ an diesem Morgen sein bescheidenes Landhaus am Nordufer des Plattensees. Diesmal hatten ihn nicht nur die Milde des Altweibersommers und die Weinlese hierher gelockt, sondern er wollte sich der äußerst gespannten Atmosphäre der Hauptstadt entziehen. Der Name des Sechzigjährigen war in diesem Augenblick in aller Munde. Turbulente Versammlungen an den Hochschulen des Landes, einflussreiche Intellektuelle sowie die immer lauter werdenden Pressestimmen forderten unisono seine Rückkehr in die Führung der Partei und des Staates. Sein engster Freundes- und Beraterkreis drängte ihn zum Handeln. Wenn es von der Gunst des Augenblickes abhängig gewesen wäre, musste ihm die Macht wie eine überreife Frucht in den Schoß fallen.

Nagy hinderte jedoch sein Naturell an raschen und unüberlegten Entscheidungen. So wartete er in diesen aufgewühlten Herbsttagen auf die Rückkehr der hohen Delegation aus Belgrad. Man hatte ihm versprochen, das Gespräch über seine Zukunft bald fortzusetzen, und seine Chancen standen mit jedem Tag besser. In den letzten anderthalb Jahren hatten sich die Dinge kontinuierlich zu seinen Gunsten entwickelt, und wenn sein Name am Verhandlungstisch in Belgrad erwähnt worden war, dann hatte Tito – davon war Nagy überzeugt – ein gutes Wort für ihn eingelegt. Ebenso sicher schien es ihm, dass er auf Mikojan während ihres Gesprächs vor ein paar Monaten einen überzeugenden Eindruck gemacht hatte.

Allerdings war er nach langem Hin und Her erst vor knapp sechs Tagen in seine Rechte als Parteimitglied mit dem Beitrittsdatum von 1918 wieder eingesetzt worden, und er verfügte über keinerlei Funktionen. Wenn das Politbüro der Partei ähnlich flexibel gewesen wäre wie die polnische KP-Führung, dann wäre er zwingend Mitglied im höchsten Gremium des Landes gewesen. Aber er hatte lautstarke Gegner, die ihn früher akzeptiert hatten, dann aber einstimmig für seinen Ausschluß gewesen waren und ihm nie verzeihen würden, dass er Recht behalten hatte. Als einziger Verbündeter kam für ihn der stellvertretende Erste Sekretär János Kádár in Frage, seit Ende Juli im Amt, der Rákosis Diktatur am eigenen Leib kennen gelernt hatte und zweifellos über Qualitäten eines Politikers verfügte. Doch auch Kádár war ein unsicherer Kantonist, ein Taktiker zugunsten der eigenen Ambitionen, vielleicht ein Genosse, aber keinesfalls ein Freund.

Gleichzeitig galten einige seiner Freunde, die ihm die Stellung gehalten hatten, als das Schicksal ihm nicht günstig gestimmt war, im Sinne der „Generallinie“, der er sich bei aller Kritik verpflichtet fühlte, nicht als Genossen. Mitstreiter wie Miklós Gimes, Miklós Vásárhelyi oder Ferenc Donáth galten gerade wegen ihrer langjährigen Solidarität mit ihm grundsätzlich als Parteifeinde. Unabhängig von der kommunistischen Disziplin mussten ihm manche Erwartungen der Opposition, wie er sie aus aufgeregten Telefonanrufen der letzten Tage kannte, geradezu unheimlich vorkommen. Er selbst wollte Kontinuität, eine Weiterführung seines abgebrochenen Reformprogramms vom Juli 1953. Der neue Katalog von Forderungen, wie sie von oppositionellen Intellektuellen aufgestellt worden waren, bedeutete jedoch einen radikalen Bruch mit der jüngsten Vergangenheit. Vor allem die Studenten beharrten in ihrem jugendlichen Elan neben realistischen Wünschen auf Dingen der Unmöglichkeit.

1. *Wir fordern den alsbaldigen Abzug aller sowjetischen Truppen nach den Bestimmungen des Friedensvertrages [von Paris 1947, G. D.].*

2. *Wir fordern die Wahl neuer Führer der Partei (...) in geheimer Wahl von unten nach oben.*
3. *Unter Führung des Genossen Imre Nagy muss sich eine neue Regierung konstituieren. Alle verbrecherischen Führer der Stalin-Rákosi-Ära müssen unverzüglich von ihren Pflichten entbunden werden.*
4. *Wir fordern eine öffentliche Untersuchung der verbrecherischen Tätigkeit von (...) Mátyás Rákosi (...), der vor ein Volkstribunal gestellt werden soll.*
5. *Wir fordern, dass im ganzen Land allgemeine und geheime Wahlen abgehalten werden, an denen alle politischen Parteien teilnehmen, um eine neue Nationalversammlung zu wählen. Wir fordern, dass das Recht der Arbeiter auf Streik anerkannt wird.*
6. *Wir fordern die Überprüfung und Neuordnung der ungarisch-sowjetischen (...) Beziehungen.*
7. *Wir fordern eine völlige Neuorganisation des ungarischen Wirtschaftslebens unter der Leitung von Fachleuten. Das gesamte, auf Planung beruhende Wirtschaftssystem muss im Licht der in Ungarn herrschenden Bedingungen (...) überprüft werden.*
8. *Die Vereinbarungen über unseren Außenhandel und der genaue Gesamtbetrag der Reparationen (...) müssen veröffentlicht werden. (...) Wir fordern für Ungarn das Recht, sein Uran frei zum Weltmarktpreis zu verkaufen, um harte Devisen zu erhalten.*
9. *Wir fordern eine vollständige Revision der in der Industrie geltenden Normen und eine alsbaldige und radikale Anpassung der Löhne an die berechtigten Bedürfnisse der Arbeiter und Intellektuellen. Wir fordern, dass für Arbeiter ein zum Lebensunterhalt ausreichender Mindestlohn festgesetzt wird.*
10. *Wir fordern, dass (...) die landwirtschaftlichen Produkte rationell genutzt werden. Wir fordern für Einzelbauern [Nichtmitglieder der LPG-s, G. D.] Gleichheit in der Behandlung.*

11. *Wir fordern die Revision aller politischen Prozesse und Prozesse aus wirtschaftlichen Gründen durch unabhängige Gerichte sowie die Freilassung und Rehabilitierung der Unschuldigen. (...)*
12. *Wir fordern bedingungslose Meinungs- und Redefreiheit sowie Freiheit für Presse und Rundfunk (...).*
13. *Wir fordern, dass das Stalindenkmal, Symbol der stalinistischen Tyrannei (...), so schnell wie möglich entfernt und durch ein Denkmal zur Erinnerung an die gemarterten Freiheitskämpfer von 1848/49 ersetzt wird.*
14. *Wir fordern die Ersetzung der dem ungarischen Volk fremden Embleme durch das alte Kossuth-Wappen [Staatswappen der Revolution von 1848 ohne Stephanskronen, G. D.]. Wir fordern für die ungarische Armee neue, unseren Traditionen entsprechende Uniformen. Wir fordern, dass der 15. März [Jahrestag der Revolution von 1848, G. D.] zum nationalen Feiertag erklärt wird, an dem die Schulen geschlossen bleiben.*

Laut dem gültigen Strafgesetzbuch des Staates konnte es für die Veröffentlichung solcher Sätze lange Gefängnisstrafen geben, und für den Versuch, einige dieser Anliegen zu verwirklichen, konnte man sogar an den Galgen kommen.

Diese vierzehn Punkte sah ich am Spätnachmittag des 23. Oktober, als ich mich auf dem Rückweg von der Schule befand, und zwar auf dem Platz des 7. November, wo sich die Stalinstraße und der Leninring kreuzten. Um das hektographierte Blatt Papier im Schaufenster der Philatelie drängten sich an die hundert Leute. Nur wenige konnten direkt an das Fensterglas gelangen, und deshalb baten sie jemanden, der das Blatt gut sehen konnte, den Text laut vorzulesen. Einer der Passanten zeigte sich dazu bereit. Der Mann mittleren Alters warf zunächst einen vorsichtigen Blick auf die andere Straßenseite – schließlich befand sich

dreihundert Meter entfernt das Gebäude der Geheimpolizei ÁVH - und begann dann mit dem Verlesen des Aufrufs.

Ich war dreizehn Jahre alt, ein magerer, auf gutes Essen und französische Romane gleichsam hungriger Junge von mäßigem Lernfleiß. Meine Sorge galt dem morgigen Tag, genauer der Stunde im Fach Erdkunde, wo mich sehr wahrscheinlich eine längere Befragung erwartete. Ich hatte Angst vor einer schlechten Note, aber noch mehr vor dem strengen Blick des Geographen, Herrn Lehrers Pirovszky, eines Pädagogen alten Schlages. Auf eine Erkältung konnte ich wenig hoffen, das Wetter war sommerlich schön, man konnte hemdsärmelig herumlaufen, und der Gedanke, die Schule zu schwänzen, kam mir gar nicht.

Von den vierzehn Forderungen fand ich wahrscheinlich all das einleuchtend, was mit den nationalen Symbolen zusammenhing – ich war, wie alle Kinder damals, ein begeisterter Anhänger von Kossuth und Petöfi. Punkt 9, der eine Anpassung der Löhne an die täglichen Bedürfnisse verlangte, war für unsere Familie überaus bedeutsam. Meine Mutter arbeitete als Pförtnerin bei einer Baufirma und verdiente in ihrem Halbtagsjob monatlich 410 Forint, meine Großmutter als Hilfskraft in einer Handwerker Genossenschaft 820 Forint. Die Miete für unsere Zweizimmerwohnung ohne Bad kostete 220 Forint. Das Einkommen der beiden allein stehenden Frauen reichte knapp aus, um uns vor dem zu bewahren, was nach Auffassung meiner Angehörigen eine große Schande für einen anständigen Menschen war: Schulden zu machen oder, noch schlimmer, seine Sachen ins Pfandhaus zu bringen. Viele unserer Bekannten standen regelmäßig Schlange vor dem Kommissionsgeschäft in der benachbarten Jókai-Straße. Wir lebten in beständiger Nachkriegsarmut und fanden dies nicht einmal ungerecht, aber die Idee, dass es uns auch besser gehen könnte, gefiel uns gewiss.

Ich saß am späten Nachmittag zu Hause und büffelte Geographie mit Hilfe des Lehrbuchs für die 7. Klasse - es ging um die skandinavische Wasserwirtschaft - und diese Tätigkeit fand ich selbst dann noch sinnvoll, als meine Familienangehörigen von der Arbeit kamen und über die Unruhen in der Stadt berichteten. Draußen schwoll allmählich ein dumpfes Geräusch

immer mehr an, und gegen acht Uhr abends war der Leninring voller Demonstranten. Selbst angesichts des unübersehbaren Menschenstromes hegte ich keinen Zweifel daran, dass Mittwoch, der 24. Oktober ein ganz normaler Schultag sein würde. Erst als mich am frühen Morgen das Dröhnen von Panzern weckte und ich die Schüsse hörte, war mir klar, dass zumindest heute keine Befragung an der Tafel stattfinden würde.

Einiges konnte ich jedoch zu diesem Zeitpunkt noch nicht vorausahnen, zum Beispiel, dass ich das Schultor bis Anfang Dezember kaum sehen würde und dass ein normaler Lehrbetrieb erst Anfang Januar wieder stattfinden sollte. Auch die martialische Kriegstechnik, die wie durch eine surreale Idee des Regisseurs von den Leinwänden sowjetischer Filme auf die Straßen meiner Geburtsstadt herabgestiegen war, brachte mich nicht auf den Gedanken, dass ich Zeuge eines Ereignisses war, das mich, ob ich wollte oder nicht, ein Leben lang begleiten würde. So ging es allen Menschen, die den Volksaufstand mehr oder weniger erwachsen und bewusst miterlebten. Das Ereignis blieb für Generationen von Zeitzeugen wie ein Gruppenbild mit Millionen Figuren erhalten, unter denen sie sich bis heute suchen und finden können.

Während meiner Laufbahn als Schriftsteller und Historiker hegte ich über den Volksaufstand die unterschiedlichsten, ja, einander krass widersprechenden Ansichten. In den späten fünfziger Jahren, noch ein halbes Kind, verspürte ich Trauer über die Niederlage, als Jungkommunist in den sechziger Jahren verdammt ich den Volksaufstand als Konterrevolution, und in den siebziger Jahren entwickelte ich für die Ereignisse aufgrund meiner Lektüre und meiner eigenen Erfahrungen mit dem System zunehmend mehr Verständnis, ohne allerdings eine Wiederholung des blutigen Aufstands für wünschenswert zu halten. Einen kühleren Blick auf die Historie gewann ich erst in den frühen achtziger Jahren. Eines wäre im Verlauf der Jahrzehnte schier unmöglich gewesen: den Volksaufstand aus meinem Denkprozess zu verdrängen, selbst wenn ich dies gewollt hätte. Zu sehr wurde ich durch äußere Ereignisse immer wieder an die Oktobertage 1956 erinnert.

So wurde ich im März 1968 von einem Offizier der Staatssicherheit verhört, der zehn Jahre zuvor in demselben Gebäude vor Imre Nagys Todeszelle Wache stand und dem auf seine Hinrichtung wartenden Ministerpräsidenten seine Diätkost aus einem nahe gelegenen Restaurant holte. Einige Monate später saß mir, dem Angeklagten, im Verhandlungssaal des Budapester Landgerichts ein Volksgeschworener gegenüber, der am Todesurteil 1958 beteiligt gewesen war. Zum Glück waren die Zeiten, um dies mit einem russischen Ausdruck zu charakterisieren, mittlerweile „vegetarisch“ geworden. Strafmaß und Vollzug waren unvergleichlich milder als in den Jahren nach dem Volksaufstand, allein aus der personellen Kontinuität blies mir ein eisiger Wind entgegen.

Vor der Wende war der Herbst 1956 für fast alle erwachsenen Ungarn wie ein Naturereignis, das die Zeit automatisch in „davor“ und „danach“ aufteilte. Ein öffentlicher Diskurs darüber war nicht zugelassen. So verwandelte sich der Aufstand in eine Privatangelegenheit der Nation. Nach 1989 kam es zu einer Flut von neuen Publikationen, Tabus wurden hinweggeschwemmt und gut gehütete Geheimnisse offenbart. Einen historischen Augenblick lang, als Imre Nagy und seine Mitstreiter aus ihrem anonymen Massengrab exhumiert und mit großen Ehren neu bestattet wurden, schien es so, als wäre die Revolution der Ausgangspunkt, die legitimierende Tradition des neuen, demokratischen Gemeinwesens. Heute sind die dreizehn Tage des Aufstands bestenfalls in der Debatte von Historikern oder in der alljährlichen protokollarischen Erinnerung präsent.

Ein Grund mehr also – der fünfzigste Jahrestag bietet dazu den Anlass - die Schwarzweißbilder Ungarns und meiner Kindheit mit den dazugehörigen blassen, eingefallenen Gesichtern, den zerstörten Häusern und herausgerissenen Pflastersteinen der Budapester Straßen in die Gegenwart einzublenden.